

Ulrike KÖRBITZ (Graz)

Haarscharf am Rande des Abgrunds. Eindrücke zur Gegenwart psychoanalytischer Opposition(en) in Österreich

In: JOURNAL f. Psychoanalyse, Schwerpunkt „Vernetzung der Freudschen Linken“, Heft 43/2004, 97 - 109

Abstract: Auswirkungen der mittlerweile breiten wie prominenten Kritik an psychoanalytischen Standesorganisationen und Ausbildungsordnungen scheinen nach Ansicht der Autorin in Österreich äusserst gering zu sein. Die Verabschiedung des Psychologen- und Psychotherapiegesetzes anfang der 1990-er Jahre trug ihren Teil zu dieser Entwicklung bei. Im folgenden Beitrag werden Spuren einer institutions- und gesellschaftskritischen psychoanalytischen Bewegung untersucht, Ereignisse rund um die ‚offizielle‘ Psychoanalyse beobachtet und organisatorisch-ideelle Möglichkeiten für die neuerliche Formierung psychoanalytischer Opposition(en) überlegt.

Waren die Ansätze zur Formierung oppositioneller Bewegungen, die den offiziellen psychoanalytischen Standesorganisationenⁱ auf institutioneller Ebene Paroli bieten wollten, in Österreich nach 1968 im Vergleich zu einigen europäischen Nachbarländern auffallend schwach ausgeprägt, so scheinen sie sich gegenwärtig überhaupt im Zustand der selig-unseligen Grabesruh' zu befinden. Seit Verabschiedung der Psychologen- und Psychotherapiegesetze anfang der 90-er Jahre erlebten wir die Herausbildung zweier neuer Berufsstände: Klinische PsychologInnen und PsychotherapeutInnen. Geregelt, mitunter autoritäre Strukturen mit selektiver Wirkung wurden dort eingeführt, wo – zumindest formal – vorher noch keine waren. Pfründe und Würden wurden gesichert, rege gesellschaftliche Kontakte unterhalten, Kommissionen und Kammern wurden gebildet, um es den alteingesessenen Ständen der Ärzteschaft, Juristen, Architekten etc. gleichzutun bzw. um die Verhandlungspositionen mit den Krankenkassen zu stärken. Die bereits zuvor existierenden psychoanalytischen Ausbildungsverbände hatten offensichtlich wenig Mühe, die gesetzesbedingten Entwicklungen auf ihre eigenen Strukturen umzulegen; möglicherweise kamen sie Tendenzen entgegen, die Siegfried BERNFELD bereits 1952 in seinem in San Francisco gehaltenen Vortrag „Über die psychoanalytische Ausbildung“ scharfsichtig-besorgt konstatierte: „Es ist wahrscheinlich, dass jemand sich ein Hobby sucht, das ihn für gewisse Frustrationen seines beruflichen Lebens entschädigt. Wenn nun einer seinen Machttrieb, die Ich-Befriedigungen und die moralischen, sadistischen Komponenten eines Gesetzgebers unterdrücken muß, so gewiss der Psychoanalytiker bei seiner täglichen Arbeit. Darum bilden wir zu unserem Trost in unseren internationalen, nationalen und lokalen Organisationen Ausschüsse über Ausschüsse – für Regeln, für Standards, für Gesetze und die Vielzahl ihrer Modifikationen. Die ganze Betriebsamkeit des ‚big business‘,

einer Armee oder einer beliebigen Bürokratie dient hier dazu, eine kleine Gruppe von ein paar hundert im allgemeinen gebildeten, freundlichen Individuen zu verwalten, von denen die Meisten ernsthaft daran interessiert sind, sich selbst und ihren Patienten zu helfen und in ihren freien Stunden ein bisschen zu forschen. Unglücklicherweise wird das Schreiben von Gesetzen sowie deren Anwendung und Durchsetzung zu einem alle Kräfte beanspruchenden Hobby. Es geht der Psychoanalyse ans Leben, indem es ihr, wie wir sahen, immer mehr nicht-analytische Vorschriften auferlegt.“ (BERNFELD 1984, 456 f.)

Die Literatur, die sich kritisch mit verkrusteten, im Grunde genommen anti-analytischenⁱⁱ Sozialisationsbedingungen im Rahmen der Ausbildung auseinandersetzt, ist seither umfassend geworden und um einige prominente Namen reicherⁱⁱⁱ. Wenngleich es mittlerweile zum „guten Ton“ (MÄTZLER 1997, 65) gehören mag, diese Literatur wohlwollend zu zitieren, scheint sie wohlweislich weder in den Rang der Pflichtlektüre für AusbildungsanwärterInnen aufgestiegen zu sein, noch Spuren in den Ausbildungseinrichtungen selbst zu hinterlassen. Die Gruppe der LehranalytikerInnen ‚überwacht‘ weiterhin Aufnahme und Durchlaufen beruflicher Curricula der ‚KandidatInnen‘, deren Beförderung in’s ‚Kontrollstadium‘ und weiter zum ordentlichen Mitglied bzw. zum/zur LehranalytikerIn der psychoanalytischen Landesorganisation. Über diese Schritte wird in Abwesenheit der Betroffenen unter den LehranalytikerInnen üblicherweise nach dem Mehrheitsprinzip entschieden.^{iv} Otto KERNBERG bemerkt hierzu: *„Die Tradition des ‚berichterstattenden‘ Lehranalytikers, also die Information des Ausbildungsausschusses über die Eignung der Analysanden für bestimmte Kurse oder den Beginn der ersten Kontrollanalyse etc., ist das wohl stärkste ‚paranoiagene‘ Instrument der psychoanalytischen Ausbildung.“* (1998, 208)

Die Verklammerung von hierarchischer Institutionspolitik und persönlicher Analyse führt zur bereits häufig beschriebenen Infantilisierung von ‚KandidatInnen‘. Dazu gesellt sich neuerdings eine durch die Gesetzeslage bedingte ‚Sammelwut‘, was Zeugnisse, Scheine, Bestätigungen aller Art betrifft: bereichsspezifische Stundenkontingente sind zu erfüllen und suggerieren so etwas wie eine Endlichkeit der Ausbildung.^v Auffallend erscheint in diesem Zusammenhang die – unter AnalytikerInnen sonst unübliche – Akzeptanz von eigentümlichen Sprachregelungen. 40- 50 jährige, gebildete Menschen, die in ihrer sonstigen Realität längst altersadäquate, anerkannte gesellschaftliche Plätze und Bezeichnungen gefunden haben, werden im analytischen Ausbildungsverband als „KandidatInnen“ gehandelt. Ebenso unverwüstlich ist der Begriff „Kontrollanalyse“: Wer kontrolliert hier wen wozu (oder wohin)? Wer kontrolliert die Kontrolleure? Im Sinne der Realitäts‘kontrolle‘, der Anerkennung der Tatsachen des Lebens (vom Zeugungsakt über die Endlichkeit der Zeit bis hin zum Tod), von Kontrolle als Basis für Kritik ist der Begriff zwar

nicht per se zu verteufeln, im Zusammenhang mit dem analytischen Ausbildungskanon bekommt er jedoch andere Konnotationen. *„Kontrolle signalisiert Hierarchie, ein säuberlich geschiedenes ‚oben und unten‘. Hierarchische Strukturen lassen aber keinen Dialog von Gleichberechtigten zu (..)“* schreibt der Frankfurter Psychoanalytiker Sammy SPEIER (1983, 106) im Nachdenken über die Frage, wie er zum Analytiker wurde: Angst hätte auf diesem Weg eine bestimmende, bisweilen groteske Rolle gespielt^{vi}.

Dieser Bedeutungsgehalt von „Kontrolle“ ist schwerlich mit dem Werdegang von PsychoanalytikerInnen vereinbar, deren späteres berufliches Handeln Paul PARIN folgendermaßen charakterisiert: *„Psychoanalytiker sind Intellektuelle. Sie sind aber in einer besonderen Lage. In ihrer täglichen Arbeit tief emotional engagiert, stehen sie auf Seiten der unterdrückten Triebwünsche.(..) Da alle jene Kräfte, die zur Einengung und Verzerrung individuellen Seelenlebens geführt haben, Ausdruck und Wirkung gesellschaftlicher Unterdrückung und Ursache des allgemeinen Unbehagens in der Kultur sind, üben Psychoanalytiker einen Beruf aus, der sie ständig in die Lage unerbittlicher Kritiker ihrer Gesellschaft bringt(..). Sie sind heimliche Subversive. Sie attackieren die Machtverhältnisse der Gesellschaft, der sie als Privilegierte angehören.“* (PARIN 1983, 21)

Wie gesagt, das breite Spektrum institutionskritischer Stimmen wurde auch hierzulande von vielen AnalytikerInnen verschiedener Generationen wohl vernommen. Sonntagspredigten? Ihre Auswirkungen auf das Innenleben der psychoanalytischen Standesorganisationen scheinen jedenfalls äusserst gering zu sein. Hier und da gelingen kleine Reförmchen: Im Innsbrucker Arbeitskreis beispielsweise wurden „KandidatInnen“ in „Analytiker in Ausbildung“ umbenannt; in den Ausbildungsrichtlinien des Grazer Arbeitskreises wurde „Lehranalyse“ durch „Eigenanalyse“ ersetzt. In letzterem, einer zahlenmäßig kleinen Ausbildungseinrichtung herrscht österreichweit wohl die geringste Berührungangst in Bezug auf institutionskritisches Gedankengut bzw. dessen VertreterInnen. Hier wird seit Mitte der 80-er Jahre gefragt: *„Wie können wir die Entwicklung eines möglichst offenen Ausbildungssystems fördern, etwa im Sinn eines nicht verschulden, sondern auf Eigeninitiative, Selbstverantwortung und auf Emanzipation gerichteten Ausbildungsbetriebs? Keine Festschreibung des Status Lehranalytiker, um überflüssige Hierarchie zu vermeiden!“* (LYON 1999, 39). Die Diskussion der Anwendung der Psychoanalyse in Institutionen, die Auseinandersetzung mit ihren kulturkritischen und sozialpsychologischen Potentialen gehört ebenso zur kultivierten Eigenart des Grazer Arbeitskreises wie der Blick auf die NS-Vergangenheit und ihre bis in die Gegenwart reichenden Auswirkungen.

Es stellt sich aus meiner Sicht nun die Frage, welche Spuren eine immerhin von Anfang der 80-er bis Ende der 90-er Jahre existierende *„ungewöhnliche psychoanalytische Institution“^{vii}*, die Salzburger „WERKSTATT für Gesellschafts- und Psychoanalyse“ hinterlassen hat. Entstanden ist diese Einrichtung aus einer studentischen Bewegung um die Nachbesetzung des

Lehrstuhls von Prof. Igor A. CARUSO – die Vernetzung mit kritischen, sog. linken PsychoanalytikerInnen und SozialwissenschaftlerInnen aus dem deutschsprachigen Raum war damals von existentieller Wichtigkeit. Eine der wesentlichsten Schienen bildeten die Kontakte mit VertreterInnen des Psychoanalytischen Seminars Zürich. Die WERKSTATT fungierte für nicht wenige Menschen über größere Zeiträume hinweg als zentraler Erfahrungshintergrund in der intellektuellen, sozialen wie emotionalen Begegnung mit psychoanalytischem Denken und Handeln.^{viii}

Zwei Spuren dieser Institution existieren in sozusagen materialisierter Form:

1. Das von einem personell stabil gebliebenen Redaktionskollektiv herausgegebene „WERKBLATT. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik“^{ix}, das im heurigen Herbst sein 20-jähriges Bestehen feiert.
2. Eine Büchersammlung, die seit 1982 gepflegt und beständig erweitert wurde, befindet sich heute im Zentrum der Salzburger Altstadt als „Fachbibliothek für Psychoanalyse und Sexualforschung“, integriert in die großzügigen Räumlichkeiten der dortigen Sexualberatungsstelle. Gegen 7000 Bücher (darunter Nachlässe und Schenkungen von AnalytikerInnen in der Emigration), Dissertationen, Diplomarbeiten und wertvolle historische wie aktuelle Zeitschriftenbestände stehen interessierten LeserInnen zur Verfügung. Weiters ist die Geschichte der Sexualberatungsstelle eng mit derjenigen der „WERKSTATT für Gesellschafts- und Psychoanalyse“ verknüpft: bis heute wird dort die Tradition von öffentlich zugänglichen psychoanalytischen Vorträgen und Seminaren weitergeführt.

Die imateriellen, eher geistigen Spuren dieser damaligen Bewegung sind naturgemäß weit schwieriger festzumachen. Sie existieren in Köpfen, Phantasien und Schriftstücken vieler damaliger KollegInnen, die ihr Engagement als WissenschaftlerInnen fortgesetzt haben und/oder auch im Rahmen verschiedener offizieller Ausbildungsinstitutionen ihre Wege zur gesetzlich erlaubten klinischen Tätigkeit als AnalytikerInnen suchten. In letzterem Fall sind in Bezug auf die Spuren aus meiner Sicht jedoch die größten Zweifel angebracht: Der Gang durch die Institutionen führten ‚natürlich‘ nicht zur wie-auch-immer subversiven Veränderung der psychoanalytischen Standesorganisationen, sondern zu vielfältigen individuellen Anpassungsleistungen in deren generationsübergreifendem Feld. Das Wissen um die Kritik an der psychoanalytischen Ausbildung mag als Historisches in einigen Köpfen herumgeistern^x, materialisieren oder transformieren konnte es sich im Wesentlichen nicht. Hiermit befinden wir uns heute österreicherweit in jenem eingangs behaupteten Zustand der selig-unseligen Grabesruh’, was die Formierung institutionspolitisch wirksamer, oppositioneller psychoanalytischer Bewegungen oder Gruppen betrifft.

Totenstille, Langeweile oder Bewegungslosigkeit brauchen dennoch nicht einzutreten. An interessanten öffentlichen Ereignissen rund um die

Psychoanalyse herrscht kein Mangel. So zum Beispiel die im Jahr 1998 stattgefundene Festtagung „90 Jahre WPV. 1908-1938-1968-1998“, verortet im barocken Festsaal der Universität Wien. Der pompöse Gestus der Tagung sollte nicht über einige beachtliche ‚Fehlleistungen‘ hinwegtäuschen.^{xi} Die „Wiener Psychoanalytische Vereinigung“ kann getrost als heimische Spitzenreiterin gelten, was zelebriertes Machtgefälle, Elitedenken, Angsterzeugung, Konkurrenzdenken etc. betrifft. Die beeindruckende Zahlenreihe 1908-1938-1968-1998 könnte Folgendes suggerieren: Die WPV steht in direkter Nachkommenschaft der von FREUD 1908 gegründeten WPV. Es existiert ein Kontinuum zwischen den angeführten Jahreszahlen: So als hätte es 1938 keine vollständige Zerstörung der WPV gegeben (erst 1945 kam es zu deren Neu-Gründung) und als wären ihre Mitglieder über die Jahre langsam zur Vorbereitung der 68-er Revolution in den eigenen Reihen herangereift. Prominentestes Revoluzzer-Aushängeschild oder fremde Feder am WPV-Hut war der aus Frankfurt eingeflogene Reimut REICHE; neben ihm diskutierten auf dem Podium, das den Charme eines Verteranentreffens ausstrahlte, Elisabeth BRAININ, Wilhelm BURIAN, Caspar EINEM und Georg HOFFMANN-OSTENHOF. Zahlenreihen können halt so schön sein. Weiters wurde im Programm ‚vergessen‘, die Vortragsankündigung des unbequemen Ernst FEDERN mit dem Titel „Die Protokolle der WPV“ abzudrucken; ein diesbezüglicher Hinweis wurde erst im Nachhinein dazugeklebt. Dass ferner im Impressum der Name von Thomas AICHHORN falsch geschrieben wurde, nämlich: EICHHORN, sollte – unabhängig von den unheimlichen Assoziationsmöglichkeiten zu diesem Namen – in einer Institution mit diesem Anspruch auf stammbaumhaftes Geschichtsbewußtsein schwer denkbar sein! Doch damit noch nicht genug. Die ‚Fehlleistung‘ eines anderen Herren, H. EHALT (Wissenschaftsreferent einer Wiener Magistratsabteilung) wurde im Programm ebenso unkommentiert übernommen, wie sie als – beschämendes – Faktum von in Stein gemeißelten Worten FREUD’s bereits die Gedenktafel im Wiener Motivpark zielt: „Die Stimme der Vernunft ist leise“. Bei FREUD lesen wir jedoch: „Die Stimme des Intellekts ist leise“. In einer Kritischen Glosse^{xiii} versteht Kurt EISSLER den Zitierfehler als Zeichen der Ambivalenz und Ignoranz, die wohl ständige Gefährten von FREUD’s Werk bleiben würden: „Man lasse sich durch Briefmarken, Lobreden, Museen und Parkanlagen nicht täuschen. Freuds Werk bleibt ein Fremdkörper in der okzidentalen Kultur. Man mag die Widerstände gegen die Integrierung seines Werkes sogar als Ruhmesblatt erachten. Die Wahrheit, die Freud an den Tag brachte, geht zu tief, sie wird nicht leicht ertragen.“ (EISSLER 1986, 1144)

Ein anderes interessantes Ereignis liegt noch nicht lange Zeit zurück: Die von den ‚KandidatInnen‘ des Wiener Arbeitskreises für Psychoanalyse organisierte Tagung „Der Skandal des Sexuellen. Psychoanalyse der Geschlechterdifferenz“, die im Mai dieses Jahres im Französischen Kulturinstitut stattfand. Teilweise

überraschend originelle Beiträge nicht nur von AnalytikerInnen, sondern auch aus den Ecken Kulturwissenschaft, Sexual- und Familienforschung, Kunst versuchten zeitbezogene Annäherungen an das, was als Ärgernis, Anstößiges, Geheimnisvolles, Rätselhaftes des sexuellen Begehrens immer wieder auszumachen und dennoch kaum verstehbar ist. Versuche also der Aufklärung über den ‚Skandal‘. Nahezu unbemerkt schlich jedoch die Erzeugung von mindestens einem neuen Skandal ein. Er betrifft die Homosexualität. Im hochelaborierten, verführerisch-französischen Sprachstil trug die zierliche Pariser Lehranalytikerin Jacqueline SCHAEFFER eine neuartige und zugleich ‚konservative‘, ausschliesslich im Rahmen der heterosexuellen Ordnung konzipierte Theorie der Lust vor, was im O-Ton auszugsweise so klang: *„Die Frau will zwei entgegengesetzte Dinge. Ihr Ich hasst die Niederlage, aber ihr Geschlecht verlangt sie, es besteht sogar darauf. Es will den Fall, die Niederlage, das ‚Männliche‘ des Mannes, d.h. das Gegenteil des ‚Phallischen‘, infantile Sexualtheorie, die nur existiert, um dem Geschlechtsunterschied und damit ihrem ‚Weiblichen‘ zu entfliehen. Es will große Libidoquantitäten und erotischen Masochismus. Das ist der Skandal des ‚Weiblichen‘. (..) Das ‚Weibliche‘ – jenes der Geschlechterdifferenz – ist also das, was der Liebhaber der Frau entreißt, indem er ihre Ablehnung der Weiblichkeit zerstört.(..) denn ‚Dornröschen‘ muß ihren Prinzen, den Mann ihres Genießens, treffen. Das macht die Frau zur ‚leidenden Seele‘, abhängig, mehr vom Verlust des Sexualobjektes denn vom Verlust des Sexualorgans bedroht.“* (SCHAEFFER 2004, 6)

Die Referentin schloß ihre Ausführungen zu dem vom erotischen Masochismus geprägten Weiblichen mit dem Hinweis, dass der Ursprung des Denkens mit der Wahrnehmung der sexuellen Differenz verknüpft sei, die dem narzisstischen Ich Gewalt antue. Die hier metatheoretisch gezeichnete Tristesse der triebhaften weiblichen Geschlechtlichkeit blieb anscheinend unerkannt; sie führte jedenfalls zu keinerlei Gegen-Rede aus dem Publikum. In der darauffolgenden Arbeitsgruppe konnte dann in Erfahrung gebracht werden, was es aus Sicht SCHAEFFER’s mit den Homosexuellen auf sich hat: Das Wesentliche sei die Vermeidung der Anerkennung der sexuellen Differenz, es existierten bei Homosexuellen beiderlei Geschlechts in der Regel schlimme Phantasien über das jeweils andere Geschlecht, während sich Heterosexuelle dem Anderen, Fremden, dem differenten Körper annähern würden.

„Können aus Ihrer Sicht Homosexuelle AnalytikerInnen werden?“ fragt eine Teilnehmerin im Lauf der Diskussion die Referentin, wobei die Fragestellung meinem Eindruck nach nicht polemisch gemeint war. Diese nun thematisiert nicht das Skandalöse der Frage in diesem öffentlichen Raum, sondern täuscht deren Beantwortbarkeit vor – auf vielfach gewundenen Wegen. Warum skandalös? Wir befinden uns in einer Arbeitsgruppe mit ca. 30 KollegInnen, die sich großteils nicht kennen. Es könnten immerhin homosexuelle ‚KandidatInnen‘ unter uns sein, die bereits Unsummen in ihre analytische

Ausbildung investiert haben. Über *sie* wird hier verhandelt. Sind sie tragbar für die Ausübung dieses erlesenen Berufes oder allesamt zu sehr von einer Pathologie des Denkens und Phantasierens durchdrungen? Die Lehranalytikerin – sie sprach von Homosexuellen als ihren PatientInnen und als mitunter schwierigen, weil militanten Berufskollegen – soll die berufliche Eignung von Homosexuellen zum/zur PsychoanalytikerIn beurteilen. Ein anderer Podiumsdiskutant blies in seinem späteren Statement nochmals in dasselbe Horn, indem er die Homosexuellen als Vorhut der heute (auch im heterosexuellen Milieu) immer weiter um sich greifenden Praktik der „*onanie a deux*“ bezeichnete. Wer hier öffentlich protestiert, macht sich klarerweise verdächtig, muss es sich also aus irgendwelchen Gründen leisten können, ohne die Exkommunizierung am eigenen Leib fürchten zu müssen.^{xiii} Eine, die sich dies – an einem anderen Ort - offensichtlich leisten konnte und wollte, ist die ebenfalls aus Paris stammende Analytikerin Elisabeth ROUDINESCO, die in einem 2002 erstmals veröffentlichten Gespräch mit Francois POMMIER den Umgang mit Homosexualität(en) in der psychoanalytischen Gemeinschaft folgendermaßen kommentierte: *„Was diese Kreise (der AnalytikerInnen, U.K.) verwirrt und verstört, was sie zuweilen paranoisch, gewalttätig und ungerecht werden lässt, ist die Tatsache, dass sich praktizierende Homosexuelle, das heißt gleichgeschlechtliche Paare mit sexuellen Beziehungen, wie normale Neurotiker verhalten möchten: Kinder haben und als Familie leben, gewisse Rechte beanspruchen etc. Dies scheint für die homophoben Psychoanalytiker unannehmbar zu sein. Irgendwie fürchten sie, dass ein sexueller Akt, der anderer Natur ist als der Koitus zwischen einem Mann und einer Frau, die Urszene ersetzen könnte, ihre Urszene á la Freud.“* (ROUDINESCO 2002, 32)

Was in Wien ausblieb, war der breite Protest gegen die offensichtliche Diskriminierung von Menschen, die dem ‚normalen‘ Bild des/der Heterosexuellen nicht entsprechen und die trotzdem Analytiker werden möchten. Inmitten des schönen, sorgsam organisierten Tagungsambientes entstand dadurch eine Atmosphäre von Beklemmung, Angst und vorsichtigem Gehorsam – aus meiner Sicht ein weiteres Zeichen für die ‚Grabesruh‘, in der sich die Opposition hierzulande befindet.

Und die Zukunft?

Angenommen, es macht Sinn, sich in gegenwärtiger Zeit so etwas wie organisierte Formierungen kritischer PsychoanalytikerInnen vorzustellen: Wie könnten deren Fundamente und Möglichkeiten aussehen? Es scheint angesichts der neuen Verrechtlichungen in jedem Fall schwieriger geworden zu sein als zur Zeit der ‚neuen sozialen Bewegungen‘ während der 1980-er Jahre. Aber es gibt sie ja, eine weltweit vernetzte, mit politischer Klugheit agierende Bewegung der sog. GlobalisierungsgegnerInnen. Warum sollten sich nicht auch im Feld der Psychoanalyse irgendwann wieder Personen finden, die sich dieser Wissenschaft und ihrer Praxis nicht nur neugierig, enthusiastisch, kreativ zuwenden, sondern

die darüberhinaus auch noch die wütende Überzeugung entwickeln, sich offensiv gegen deren Vereinnahmung durch den globalisierten ‚Götterhimmel‘ der IPV und ihrer Satelliten (in Gestalt lokaler Standesorganisationen) zur Wehr setzen zu wollen? Oder sich kritisch mit Ausbildungsrichtlinien und Machtgefügen in den analytischen Institutionen zu beschäftigen? Wesentlich für die Umsetzung dieser – zugegeben utopischen – Idee ist, dass sie nicht vereinzelt geschehen kann und dass solidarische Bezugs- und Identifikationsfiguren aus dem Kreis der älteren, erfahrenen AnalytikerInnen^{xiv} gefunden werden. Dies sollte nicht unmöglich sein, da es unter Ihnen nicht wenige zu geben scheint, die den institutionskritischen Tendenzen Sympathie entgegenbringen. Ich komme in diesem Zusammenhang auf eine 1991 formulierte Idee zurück, die ihre Basis in meiner eigenen psychoanalytischen Sozialisationsgeschichte hatte und die (zumindest für mich) kaum etwas an ihrer verführerischen Kraft verloren hat. Es geht um die Bildung „psychoanalytischer Kooperativen“, die zusätzlich zu Eigenanalyse und zum Austausch mit psychoanalytischen LehrerInnen ein Fundament für die Entfaltung der kritischen, ‚globalisierungsgegnerschen‘ Tendenzen der organisierten Psychoanalyse bilden könnten:

„'Kooperative' hat folgenden Bedeutungsgehalt: VertreterInnen der sozialen Schicht der (an der Psychoanalyse) Besitzlosen schließen sich genossenschaftlich zusammen, sie bilden eine Allianz. In der Kooperative kommen Personen aus verschiedenen Herkunftsmilieus und Existenzbereichen zusammen.(..) Grundlegend ist folgendes: Die Kooperative bleibt dezidiert außerhalb der psychoanalytischen Verbände, sie macht ihre eigene Politik. Selbst wenn sich alle ihrer Mitglieder oder einzelne davon entscheiden sollten, aus Gründen notwendiger Existenzsicherung in eine Ausbildungsvereinigung einzutreten:

Der Eintritt geschieht dann jedoch bewusst entfremdet oder in befremdlicher Haltung, nicht in Reformabsicht. (..) Die Kooperative braucht einen unabhängigen Ort, sie ist selbst Institution und macht vor allem Geschichte. Zugleich ist sie zu den etablierten psychoanalytischen Verbänden Anti-Institution. Das Spannungsverhältnis muß als gehöriges Unruhemoment aufrechterhalten bleiben. Wichtig erscheint mir weiters, um dem möglichen schnellen Ver-enden entgegenzuwirken, der Bezug zu einer übergeordneten Idee.“ (KÖRBITZ 1991, 86 ff.)^{xv}

Es kann natürlich ebensogut sein, dass die Zeiten, in denen „das Wünschen noch geholfen hat“, für Österreich aufgrund der Verrechtlichungsprozesse, die sämtliche Räume durchdrungen haben, erst einmal vorbei sind. Vielleicht werden sich oppositionelle Bewegungen, die der institutionalisierten Psychoanalyse ans Zeug gehen, in ganz anderen Ecken dieser Erde zusammenbrauen? Mit hoffentlich nachhaltiger Wirkung...

Literatur:

BERNFELD, S. (1984): *Über die psychoanalytische Ausbildung. In: Psyche 5, 437-460.*

CREMERIUS, J. (1986): *Spurensicherung. Die „Psychoanalytische Bewegung“ und das Elend der psychoanalytischen Institution. In: Psyche 40, 1063-1091.*

CREMERIUS, J. (1987): *Wenn wir als Psychoanalytiker die psychoanalytische Ausbildung organisieren, müssen wir sie psychoanalytisch organisieren! In: Psyche 41, 1067-1096.*

EISSLER, K.R. (1986): *Sic gloria ingenii. Die Inschrift am Freud-Denkmal in Wien. In: Psyche 12, 1139-1144.*

ERDHEIM, M. (1987): *Vom Ver-enden der Institution. In: Psychoanalytisches Seminar Zürich (Hg.): Between the devil and the deep blue sea. Freiburg i.Br. (Kore)*

KERNBERG, O.F. (1998): *Dreißig Methoden zur Unterdrückung der Kreativität von Kandidaten der Psychoanalyse. In: Psyche 3, 199-213.*

KÖRBITZ, U. (1991): *Perspektiven einer anti-institutionellen Psychoanalyse. In: Werkblatt. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik 27, 77-95.*

LYON, G. (1999): *Zur Geschichte des Grazer Arbeitskreises. In: texte. psychoanalyse. ästhetik. kulturkritik 3, 33 – 47.*

MÄTZLER, K. (1997): *Unbewusste Strukturen in einer ungewöhnlichen psychoanalytischen Institution. In: Werkblatt. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik 38, 65-80.*

MODENA, E. (2002): *Die Veränderung der Psychoanalyse in Zürich 1968-1998. In: MODENA, E. (Hg.): „Mit den Mitteln der Psychoanalyse...“ Giessen (Psychosozial)*

PARIN, P./PARIN-MATTHEY, G. (1983): *Das obligat unglückliche Verhältnis der Psychoanalytiker zur Macht. In: LOHMANN, H.M.: Das Unbehagen in der*

Psychoanalyse. Frankfurt a.M. (Fischer)

ROUDINESCO, E. (2002): Überlegungen zum perversen Begehren, zu Herabsetzung und Beleidigung und zur Vaterfunktion. In: texte. psychoanalyse. ästhetik. kulturkritik 4, 7-39.

SCHAEFFER, J. (2004): Die Geschlechterdifferenz im Paar oder die gemeinsame Erschaffung des Männlichen und des Weiblichen. (Unveröffentlichtes Manuskript)

SPEIER, S. (1985): Gedanken zur Ausbildung oder Wie man Analytiker wird. In: LOHMANN, H.M.: Das Unbehagen in der Psychoanalyse. Frankfurt a.M. (Fischer)

Fußnoten:

ⁱ In Gestalt der jeweils nach Bundesländern autonom organisierten „Arbeitskreise für Psychoanalyse“ sowie der ihre Tätigkeit auf Wien beschränkenden „Wiener Psychoanalytischen Vereinigung“, die als einzige Institution Vollmitglied der IPV ist. Im „Wiener Arbeitskreis für Psychoanalyse“ können Mitglieder und ‚KandidatInnen‘ einzeln um IPV-Mitgliedschaft ansuchen.

ⁱⁱ „Anna FREUD stellt fest, dass der Lehranalytiker tatsächlich alles tut, was in einer therapeutischen Analyse als Kunstfehler gelte: er teile seine Interessen mit dem Kandidaten, diskutiere sie mit ihm, beurteile sein Verhalten kritisch, diskutiere es mit anderen und leite aus seinen Urteilen Konsequenzen an. Er greife aktiv in das Leben des Kandidaten ein (...)“ (CREMERIUS 1987, 1073)

ⁱⁱⁱ KERNBERG (1998), CREMERIUS (1986), ERDHEIM (1987) etc.

^{iv} Vgl. hierzu MODENA 2002, S. 93.

^v Mancherorts haben ‚KandidatInnen‘ alle Mühe, Ausbildungsseminare bei AnalytikerInnen, die ausserhalb der eigenen Ausbildungsorganisation stattfanden, anerkannt zu bekommen. Statt Neugierde, Freiwilligkeit, Engagement zu fördern, werden damit die Hürden möglichst hoch gelegt bzw. Ausbildungsgänge monopolisiert, was nichts mit überragenden Qualitätsansprüchen zu tun hat.

^{vi} Ebda. S. 104

^{vii} So bezeichnet Karl MÄETZLER (1997) die „WERKSTATT für Gesellschafts- und Psychoanalyse“ in seiner Untersuchung der Gründe für ihr Scheitern.

^{viii} Zusätzlich zu einem umfangreichen Semesterbetrieb mit Vorträgen und Seminaren, die für alle Interessierte zugänglich waren, existierten immerhin drei geschlossene sog. Ausbildungsgruppen mit jeweils 8 – 10 TeilnehmerInnen, die über Jahre hinweg ihre klinischen ‚Werdegänge‘ zum Psychoanalytikerberuf organisierten und die ich später als „psychoanalytische Kooperativen“ (KÖRBITZ 1991) bezeichnete.

^{ix} <http://home.subnet.at/werkblatt>

^x Der weiter oben zitierte Artikel von S. BERNFELD beispielsweise gehörte zur selbstverständlichen Einstiegslektüre in allen drei ‚Ausbildungsgruppen‘.

^{xi} Ich danke meinem Kollegen Karl FALLEND für einige wertvolle diesbezügliche Hinweise.

^{xii} Sie erschien bereits 1985 in der österreichischen Fachzeitschrift TEXTE, ein Jahr später in der PSYCHE. EISSLER bemerkt in dieser Glosse noch eine weitere bedeutsame ‚Fehlleistung‘ im Zuge der Ansprachen zur Denkmalenthüllung.

^{xiii} Am besten, er oder sie trägt einen Ehering am Finger?

^{xiv} Die Abwesenheit von VertreterInnen einer solchen Generation vor Ort gehört meines Erachtens zu den wesentlichen Gründen für die Auflösung der WERKSTATT für Gesellschafts- und Psychoanalyse.

^{xv} Der hier hervorgehobene Begriff „Ver-enden“ stammt von Mario ERDHEIM, der hierzu ausführt: „Nur wenn die Desinstitutionalisierung gelingt, kann die Psychoanalyse wieder ihre linken Tendenzen zur Entfaltung

bringen. Wie ich Ihnen zu zeigen versucht habe, kann die Desinstitutionalisierung daran scheitern, dass sie zu einem Ver-enden wird. Ver-enden bedeutet für uns, dass wir die Images dessen, was die institutionalisierte Psychoanalyse war, nicht loswerden können, sondern ihnen nacheifern, uns an ihnen messen, und deshalb neue Institutionalierungsprozesse auslösen, die aber wegen unserer Ambivalenz den Institutionen gegenüber wie Tinguely-Maschinen nur ins Leere greifen.“ (1987, 256 f.)

Ulrike Körbitz, 1958, Dr. phil. Psychoanalytikerin in eigener Praxis. 1986-2002 Mitbegründung und Mitarbeiterin der Salzburger Sexualberatungsstelle, 1993-96 Zwischenaufenthalt und Privatpraxis in Zürich, seit 2002 in Graz. Korrespondierendes Redaktionsmitglied des „WERKBLATT. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik“. Lehraufträge an verschiedenen Universitäten. Arbeitsschwerpunkte: Psychoanalyse der Sexualität; psychoanalytische Technik.